



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

Bäuerliche Sippentunde und Sippenpflege in der Mark Brandenburg

Von Carl Schramm

Alte und neue märkische Hof- und Sippenzeichen

Haus- und Hofmarken in der Mark Brandenburg

Auch das Bauerntum in der Mark Brandenburg hat ursprünglich Hof- und Sippenzeichen geführt, wie dies vom niederländischen Bauerntum bekannt ist. Die besondere Entwicklung des märkischen Bauerntums — aber vor allem in rechtlicher Beziehung — hat schon früh zu einem fast völligen Aufgeben dieser Hof- und Sippenzeichen geführt. Interessant ist in dieser Hinsicht die schon oft gemachte Beobachtung, daß der Verfall im Herzen der Mark Brandenburg schon sehr früh beginnt, während er in den Grenzgebieten — vor allem in der Niederlausitz — verhältnismäßig spät eintritt.

Was haben nun die Hof- und Sippenzeichen für eine Bedeutung gehabt? Sie sind gewissermaßen das Siegel einer Sippe gewesen, mit denen dieselbe ihr Eigentum kennzeichnete und Verträge „unterschrieb“. Unsere Haus- und Hofmarken sind aus dem uralten Gebrauch der Runen heraus entstanden. Deswegen begegnen wir in den meisten Hofmarken auch den alten Runenzeichen, einzeln oder in Verbindung mit anderen. Sie wurden erstmalig für den Odalshof eines Geschlechtes angewandt und blieben das Zeichen des Hofes und seines Geschlechtes durch Generationen hindurch. So bald ein jüngerer Sohn auf einen fremden Hof heiratete, nahm er das Zeichen des anderen Hofes, dessen Aufgabe am Odal er nun weiter trug, an. Gründete jedoch der jüngere Sohn einen neuen Hof, so nahm er das alte Sippenzeichen mit einer geringfügigen Erweiterung als Hof- und Sippenzeichen seiner neuen Blutslinie mit.

Solche Haus- und Hofmarken sind uns bekannt aus den Kreisen Ost- und Westfalen sowie aus der Niederlausitz. Es mag auch in anderen Kreisen der Mark Brandenburg noch solche Haus- und Hofmarken geben, denn alle sind uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Es gibt auch ähnliche Zeichen mit gleichem Sinn in unseren märkischen Fischerdörfern. Auch diese Zeichen können wir als Haus- oder Hofmarken ansehen, wenn auch ihr Aussehen verrät, daß sie erst viel später entstanden sind und nur in einzelnen Fällen auf die alten Runen zurückgreifen; denn die meisten dieser Zeichen gleichen den römischen Zahlen und sind nur Kerbzeichen. Solche Zeichen gibt es z. B. in Dornow,

Kreis Angermünde. In den meisten Dörfern der Mark Brandenburg aber ist dieser Brauch der Haus- und Hofmarken durch die frühere völlige Abhängigkeit und Untertänigkeit schon frühzeitig verschüttet worden und hat sich nur dort gehalten, wo er stärker war, stärker sein mußte: in den Grenzgebieten, wo der Kampf um das Bestehen des Deutschtums am schärfsten geführt wurde. Immer wieder werden wir feststellen müssen, daß das Bewußtsein des deutschen Volkstums und das Festhalten an dem alten Brauchtum dort am stärksten ist, wo es am ehesten gefährdet ist und im heftigsten Kampfe steht.

Schwindelwappen

Vor etwas über hundert Jahren, also etwa um 1820 herum, entstand eine Scheinblüte alten Stammes- und Geschlechtsbewußtseins. Und wie es überall Hyänen des Schlachtfeldes gibt, so auch hier: Es taten sich sogenannte „Wappenfabriken“ auf und versorgten eine ganze Anzahl bürgerlicher und bäuerlicher Familien mit „ihrem alten Wappen“. Die meisten unserer märkischen Bauern wissen über Herkunft und Bedeutung „ihres“ Wappens nichts. Oft ist nur bekannt, daß es schon der Großvater oder gar der Urgroßvater geführt hat. Man kann aber rechtmäßig ein Wappen nur dann führen, wenn man den Nachweis erbringt, daß man zu dem Geschlecht, dem das Wappen gehört, auch gehört. Die Prüfung eines sogenannten alten Wappens erfordert also umfangreiche Kenntnisse in der Wappenkunde und zudem ein großes Maß von Sorgfalt und Verantwortungsbewußtsein. Beides fehlte aber diesen Fabriken. Ihnen kam es nur darauf an, recht viele „neu aufgefundene uralte Familienwappen“ zu hohem Preise zu verkaufen. So legte man z. B. verschiedenen Bauern Wappen von abligen Geschlechtern ähnlichen Namens vor. Derartige Wappenaufnahmen und Wappenführungen aber sind unmöglich, einmal, weil das Wappen als Eigentum eines bestimmten Geschlechtes geschichtlich geschützt ist und sein unerlaubter und irreführender Gebrauch strafbar ist, zum andern aber auch, weil unser Bauer genau so gut ein Eigenzeichen führen kann wie jedes adlige oder bürgerliche Geschlecht auch. Denn das Wappen ist ein Zeichen gemeinsamen Blutes und gemeinsamer Ehre. Und beides ist bei unserem märkischen Bauern nicht schlechter als beim märkischen Adol oder beim märkischen Bürgertum!

Auch die Führung eines Wappens gehört zur Sippentunde und zur Sippenpflege. Jeder

märkische Bauer sollte seinen Stolz darin setzen, baldmöglichst seinen Wappenantrag bei der Landesbauernschaft zu stellen. Denn die Ausarbeitung eines für ihn zutreffenden Wappens ist Aufgabe des Reichsnährstandes. In den Jahren 1937 und 1938 sind in der Mark Brandenburg insgesamt rund 30 neugeschaffene Bauernwappen angenommen worden. Mit mehreren Schwindelwappen konnte ausgeräumt werden, und weitere Anträge auf Neuschaffung eines bäuerlichen Wappens liegen zur Zeit bei der Landesbauernschaft vor. Kosten entstehen dem Antragsteller nicht. Das neugeschaffene Bauernwappen muß aber auch wirklich geführt werden und darf nicht als bloßes Schaustück in der „guten Stube“ hängen.

Selbstverständlich unterscheidet sich die bäuerliche Wappenkunde auch von der bisherigen Heraldik. Unbäuerliche Beigaben wie Helm

Erntetag

Mit Schwalben hängt der Himmel voll,
Das Feld wird laut von Getreideschlag.
Die Grille eifert hicketoll,
die Sense blüht. Es ist ihr Tag.

Wie eine große Hummel brummt
die Dreschmaschine irgendwo,
und immergleichen Walzer summt
sie unermüdet, dumpf und froh.

Die vollen Wagen schwanken heim,
drauf schaukeln fröhlich Kind und Frau,
sie singen einen hellen Reim
und sitzen groß im Himmelsblau.

Georg Schwarz.

und Decke fallen fort. Das bäuerliche Wappen besteht lediglich aus dem Schild und dem Zeichen, z. B. das Wappen des Geschlechtes Salzwedel auf Goldwedels Hof: auf silbernem Grunde vier gekreuzte Senfenklingen in Rot und zwei blaue Sterne (ausgeweitete Hagal-Rune). Dazu erhebt der Bauer den Wappenspruch: Eine Rotklinge, eine Grünklinge, eine Wehrklinge, eine Behrklinge. Ein Wappen muß stammgemäß geschaffen werden, das heißt: es muß beim Bauern Bezug nehmen auf den

Namen oder den Hof, auf die Geschichte des Geschlechtes oder sonstwelchen Besonderheiten aus Hof und Geschlecht. Ein Wappen ist in keinem Fall ein Selbsterkenntnis. Das Zeichen soll einfach sein und kein Zeichen, das schon von hundert und tausend anderen geführt wird.

Herkunft märkischer Bauerngeschlechter

Wert der Heimatforschung

Am Anfang aller Sippenforschung steht aus ganz natürlichen Gründen die Frage nach der engeren Heimat der Vorfahren. Jemand, wie fühlt auch der fernste Nachkomme der alten Stammesheimat sich verpflichtet. So ist auch der Drang, gerade in der Stammlinie recht weit zurückzukommen, um den Ursprung des Geschlechtes zu ermitteln, zu erklären. Wohl dem, der diese Frage lösen kann! Denn in den meisten Fällen werden sich auf diesem Forscherwege unüberwindlich erscheinende Schwierigkeiten einstellen, bis eines Tages die Kraft erlahmt und die Frage für lange Zeiten unbeantwortet bleibt. Nicht nur im Forscher selbst, sondern auch in seinen Kindern und Kindeskindern greift eine Enttäuschung und Unzufriedenheit Platz, die die sich bis zur Qual steigern kann: irgendwie fühlen die Nachkommen sich heimatlos, wurzellos und meinen, ein überflüssiges Blatt am großen Baume zu sein.

Nicht ganz einfach, wiederum aber auch nicht allzuwierig ist die Frage nach der Herkunft der märkischen Bauerngeschlechter zu beantworten. Wir wissen, daß schon die Kassenkriege unter dem Frankenkaiser Karl zu einer bauerlichen Wanderung und Umsiedlung einzelner Stämme im niedersächsischen Bauernland Veranlassung waren. Spätere Naturereignisse, wie z. B. der Einbruch des Meeres im Nordwesten der Niederlande (Bildung der Zuidersee), führten ebenfalls Wanderzüge nach dem Vandesinnern mit der Haupttrichtung nach Osten herbei. Dazu kam die regelmäßig ansteigende Vermehrung der Bevölkerung und die damit verbundene Verknappung des bauerlichen Bodens; kaum ein jüngerer Sohn konnte in der Nähe der alten Heimat einen Neubauernhof gründen. So entwickelte sich eine dauernde Bewegung der bauerlichen Bevölkerung in Niedersachsen, die schon sehr bald über die Elbe-Saale-Grenze hinübergreifend und auf altem germanischem Boden wieder deutsches Bauerntum ansiedelte, ohne der Schwierigkeiten und Schäden zu achten, die das dort vorhandene geringe Slaventum den Siedlern zufügen konnte.

Die Grenzverträge der ersten deutschen Kaiser mit den slawischen Stämmen östlich der Elbe mußten zum großen Teil geführt werden, um das dort schon ansässige deutsche Bauerntum vor gänzlicher Vernichtung zu schützen. Und immer wieder klang das Lied auf: „Gen Ostland wollen wir riden!“ Noch ist die Einzelforschung nicht so weit gediehen, daß wir die Siedlungszüge unserer bauerlichen Vorfahren Schritt für Schritt hätten erforschen können; aber das neue Gebiet der Dorfnamenforschung ist schon eine wertvolle Vorarbeit für diese gewaltige Aufgabe. Ein Beispiel nur dafür: die Altmark dürfte zwischen 1000 und 1100 das Sammelbecken für das nach Osten drängende deutsche Bauerntum gewesen sein. Es war dasamals die letzte Etappe vor der alten Reichsgrenze. In ihrem nördlichen Teil finden wir Dorfnamen wie Gottberg, Werder, Walsleben, Rathleben, Storbek usw. Folgen wir der Karte genau waagrecht nach Osten, so finden wir eben diese Namen dicht beieinander auch im Kreise Ruppiner wieder, und noch weiter östlich begegnen wir denselben Dorfnamen auf der Grenze zwischen Pommern und der Neumark, nur mit dem Unterschied, daß die Dörfer hier in langer Kette verstreut sind.

Ist diese Dorfnamenforschung auch noch mit Vorsicht zu betreiben, so wird sie doch zum großen Teil unterstützt durch die Forschung nach den ältesten Bauernnamen in

Es soll also möglichst einmalig sein. Und wenn es seine Aufgabe ganz erfüllt, dann bindet es alle Angehörigen eines Geschlechtes an die Heimat des Blutes und untereinander, dann ist es wirklich das Zeichen gemeinsamen Blutes und gemeinsamer Ehre.

diesen Dörfern. Namen wie Reding, Degebrod, Deter, Tiedemann, Krogmann usw. weisen ganz eindeutig nach niedersächsischer Heimat, und Namen wie Dubelert sind so eindeutig niederländisch, daß über die Herkunft der alten Geschlechter kaum ein Zweifel bestehen kann. Und diese Siedlungslinien können wir nicht nur aufstellen für die eben genannten Kreise der Altmark — Ruppiner — Neumark, sondern wir können sie verfolgen auch weiter südlich und werden auch weitere Wanderlinien im Laufe der Zeit feststellen.

Die Mark Brandenburg ist aber auch zu fast allen Zeiten ein aufnahmefähiger Kolonisationsboden gewesen. Bald nach dem Dreißigjährigen Kriege, nämlich 1685, wurden in verschiedenen Teilen der Mark Brandenburg französische Flüchtlinge angesiedelt, z. B. in Ruppiner in den Orten Ragar, Braunsberg, Dinow, im Kreise Prenzlau in Fahrwalde usw. Wenige Jahre später kam ein kleiner Strom neuen Bauernwillens aus der Schweiz; diese Leute sind nicht aus religiösen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen aus der alten Heimat ausgezogen und haben sich hier in der Mark eine neue Heimat geschaffen. Holländer, Pfälzer und Dänen kamen bald nach 1700 ebenfalls in die Mark (Neuholland, Pfalzheim, Königshorst, Soboffund)! Diese ganze Kolonisationsarbeit stand meist unter der Leitung der hohenolländischen Fürsten; Friedrich Wilhelm I. war mehr ein Bauer als ein Soldatenkönig: „Menschen erachte vor den größten Reichtum!“ Und sein großer Sohn setzte das große Werk seines Vaters fort, wenn auch

manchmal mit recht bissigem Humor. Wenn nämlich die Neulinge und seine Beamten ihm die Sache gar zu schwer machten (Donaus, Ceylon, Jamaika, Sumatra usw.). Kurz, unsere Mark hat allerlei Blut in sich aufgenommen und verarbeitet; und mit dem Ergebnis, glaube ich, können wir ganz zufrieden sein.

Es entsteht die Frage nach dem Wert derartiger Forschungen und Forschungsergebnisse. Falsch ist es zu sagen, daß diese Dinge nur ein begrenztes Interesse für einzelne Geschlechter haben.

Die Einzelforschung bringt uns eben nur Mosaiksteinchen, und erst, wenn wir die vielen tausend Steinchen zu einem großen Bilde zusammenfügen, gewinnen wir die Ansicht und Einsicht, die zur letzten großen Abrundung des Wissens und Erkennens führt. Zieht so die Geschichts- und Bevölkerungswissenschaft einen großen Gewinn aus den Ergebnissen der Einzelforschung, so das einzelne Geschlecht nicht minder. Denn Sippenkunde ist eine der großartigsten Erziehungsaufgaben, die je einem Volke gestellt worden sind. Sie selbst nicht mehr außerhalb aller Bindungen stehend, wieder das Bewußtsein zu haben, Glied in langer Kette zu sein, bringt ganz von allein das Gefühl einer besonderen Verpflichtung hervor. Wer sich aber den Ahnen erst einmal verpflichtet fühlt, wird seine ganze Kraft und seinen ganzen Stolz darein setzen, die Erwartungen, die er von sich selber hegt, auf keinen Fall zu enttäuschen. Seinen Kindern schon in frühesten Jugend Kunde von den Vorfahren zu geben, ist das sicherste Mittel, sie abnehmend zu machen und sie unmerklich mit ihrem jungen Gewissen in die lange Kette hineinzuwickeln, in der sie auch einmal schöpferisch tätig sein sollen. Und sein Werk am Odal — Hege des Hofes und des Blutes — der einst mit Stolz und Zufriedenheit in die Hand des Nächsten im Blute legen zu können: gewährt eine selten tiefe Befriedigung. Ein solcher Bauer kann sich voll stolzer Zurechnung zu seinen Vätern versammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Märkische Landschaft — märkische Kunst

Von Dr. Oskar Karp

Besteht überhaupt eine Wechselwirkung zwischen dem Charakter einer Landschaft und dem ihrer Kunst? Wird die Kunst nicht vielmehr von dem Stammesmäßigen, vom Erbe des Blutes her bestimmt? Gewiß, die Rasse ist ein entscheidender Faktor für das Wesen der Kunst, und kaum mehr als auf diesem Gebiet geistiger Leistung hebt sich die Eigenart eines Volkes gegen die eines anderen ab. Es seien nur Raffael und Dürer als Gegenpole germanischen und romanischen Kunststollens genannt. Und sicher auch darf innerhalb einer großen Volksgemeinschaft der Einfluß des Stammes nicht unterschätzt — aber auch nicht überschätzt werden. Das Gemeinsame der Rasse eint über die Stammesverschiedenheiten hinweg alle Einzelleistungen zu einem Gesamtbild völkischer Kultur, und der Niedersache Hans Brüggenmann ist nicht weniger deutsch als der Franke Wit Stok. Aber innerhalb dieser großen Einheit hat doch fraglos die jeweilige Landschaftsform nicht nur den Stammescharakter, sondern auch das optische und seelische Bildfeld ihrer Bewohner entscheidend mitbeeinflusst. In diesem Sinne besteht auch eine innere Wechselwirkung zwischen Landschaft und Kunst, und insofern kann man von einer märkischen Kunstlandschaft sprechen, wie man bisher nur von einer bayerischen, fränkischen oder rheinischen Kunstlandschaft sprach.

Was vielen anderen Landschaften Deutschlands oft einen dramatisch bewegten Charakter verleiht: die Vertikale, die steile Höhe, das fehlt in der märkischen Landschaft. Ihre Linien sind weich und weit geschwungen, fü-

gen sich der horizontalen Grundhaltung ein. Die märkische Landschaft ist undramatisch, ihr Anblick wird von der Fläche bestimmt. Ihr Rhythmus schwingt weit und unmerklich, die Gliederung ist sparsam.

So auch ist die märkische Kunst — es sei hier nur von der Malkunst gesprochen — in ihrer Gesamtheit: gemessen und ruhig, ohne Pathos oder dramatisch gesteigertes Hell-Dunkel, Licht und Schlicht in der Farbgebung. Maler wie Hagemeister und Brendel oder der Altmeister Lippisch sind kennzeichnend für diese künstlerische Grundhaltung. Auch eine gewisse Hartnäckigkeit, mit der um die Darstellung des unerschöpflich Sachlichen gerungen wird, charakterisiert die märkische Kunst, eine Hartnäckigkeit, vergleichbar derjenigen, mit welcher der Landmann dem fargen Boden der Heimat die Frucht abzurufen trachtet.

Das Temperament brandenburgischer Kunst ist verhalten, gemessen an den Kunstaussagen anderer Gauen. Nicht mit dem Tosen der Gebirgsbäche Oberbayerns, nicht mit der Wucht des Rheins oder Donausromes braust es daher wie in den Bildwerken jener Landschaften; wie die breiten Ströme unseres Flachlandes in gemessener Kraft und mit leisem Verrinnen am Flachufer dahinziehen, so auch klingt es leis auf in der märkischen Kunst und erfüllt das Bild mit still schwingender Ruhe. Wiederum seien Brendel genannt und Hagemeister, aber auch die Lausitzer Maler Blechen und Krüger. Bismarck jedoch, da strahlt es wider aus den Bildern, stark in der Farbe,

leuchtend im Licht. Es ist der Glanz unserer Havelseen, der auf ihnen dargestellt ist, in all ihrer Pracht, mit blankem Spiegel unter sommerlicher Himmelsbläue. Wer sie kennt, diese Landschaft, der weiß, daß es auf der Welt nichts Heiter-Festlicheres gibt als diese Seenpracht. Und das sind dann auch die stärksten, farbigsten Töne, die das märkische Landschaftsbild — typisch insbesondere für die junge Kunst im Westen und Norden der Provinz — an schlägt. Aber selbst hier fehlt jenes dramatische, oft erregende Ueber-raschungsmoment, wie wir es aus anderen Kunstgebieten kennen. Angesichts dieser Seen-Landschaft begreift man auch, daß nur aus ihr heraus und in ihr die heiter-festlichste Architektur, die Europa kennt, und zugleich die bescheidenste unter ihnen, entstehen konnte — Sanssouci. Hier haben wir den Gleichklang von Landschaft und Kunst in reinster, vollendeter Form.

Andere Seen aber liegen wie dunkle Augen im Antlitz der märkischen Erde, schlummernd in tiefer Verslossenheit und Verschwiegenheit. In abgrundtiefem Ernst rufen sie in uns ein Ahnen nach von geheimnisvollen Mächten und Kräften, denen wir verbunden sind in Leben und Tod. Wir alle kennen die Bilder von Leistikow, in denen das geheimnisvolle Weben und Leben dieser märkischen Waldseen (nicht immer frei von Sentimentalität) zum künstlerischen Erlebnis gestaltet ist, wie überhaupt — wollen wir es nun wahr haben oder nicht — vielfach das märkische Genre- und Landschaftsbild nicht frei von sentimentalem Hauche ist. Aber schämen wir Märker uns dessen nicht! Schließlich tragen auch wir unseren eigenen Maßstab in uns, und wer ein echter Sohn Brandenburgs ist, weiß auch diesen Klang heimatligen Gemüthwertes richtig zu deuten. Denn oft genug verbirgt der Märker seine Ehen vor Neugierung echter Gefühle hinter Grobheit oder — Sentimentalität. Gerade Karl Blechen, der in der sanften Schwermut der Spreewaldlandschaft Aufgewachsene, zieht sich in seinen gleichsam „privaten“ Studien immer wieder in die Welt geheimnisvoll erfüllter Sentimentalität zurück. Viele der im Gottbuser Museum pietätvoll bewahrten Bilder beweisen es. Selbst in den Silbernen Schinkels — des größten Künstlers der Mark — fällt es bisweilen schwer zu entscheiden, wo der Zeitgeist der Romantik aufsteigt und der heimatlische Hang zum Sentimentalen beginnt. Freilich ist damit das ganze Wesen dieses Künstlers nicht annähernd umrissen. Die viel umstrittene, philosophisch verbrämte „hehre Tempel- und Lichtkunst“ eines Fidus kann in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden.

Wer in der Mark Brandenburg kennt oder nennt noch den vor einigen Jahren in hohem Alter verstorbenen Maler Karl Hagemeister, der in Werder a. d. Havel geboren ist, dort gelebt hat und starb? Neben Blechen und Schinkel wohl der größte Maler der Mark. Wer unter seinen Landsleuten weiß es, daß Deutschlands größte Sammlung neuzeitlicher Kunst, die Nationalgalerie zu Berlin, eine repräsentative Schau seiner Werke besitzt, daß alle führenden Galerien Deutschlands, es seien nur Hamburg, Düsseldorf, München, Breslau genannt, stolz sind auf den Besitz von Werken seiner Hand, und daß vor zwei Jahrzehnten der preussische Staat fast sämtliche Räume der Nationalgalerie für eine Ehrenausstellung dieses Künstlers aus Anlaß seines 75jährigen Geburtstages hergab? Während jener Ausstellung (die zu besuchen er sich nicht benehgen lassen wollte) besuchte ich ihn, der auf alle ihm zu Gebote stehenden Möglichkeiten der Wohlhabenheit verzichtete, in seinem bescheidenen Häuschen in Werder. Als ich mich mit ihm über seine Kunst unterhielt, sagte er: „Wenn Sie Märker sind, werden Sie mich verstehen. Wenn ich morgens aus dem Hause trete, ist meine erste Frage: „Wie ist das Wetter?“ und sehen Sie, so male ich auch.“ Die Landschaft war

für ihn gleichsam nur der Anknüpfungspunkt für das Bild, den eigentlichen Inhalt aber machte der unendlich feine Stimmungshauch aus, der über der Landschaft und damit auch über der Seele des Künstlers lag. Für ihn — und darin ist Hagemeister der Prototyp des märkischen Künstlers — liegt der Reichtum der göttlichen Schöpfung in seinem engsten Heimatbezirk ebenso beschlossen wie für andere in der Vielfalt der weiten Welt. Und wie die märkische Landschaft keine großartigen Effekte, keine pathetisch-

dramatischen Geländeformen kennt, so kennt auch die märkische Kunst nicht die laute oder geistreiche (oft auch geistvolle) Sprache des Effektes. Wie die Landschaft in der Stille ihrer Wirkung, in dem feinen Reiz ihrer Tagesstimmung oder in der idyllhaft-lyrischen Intimität zu uns spricht, so auch die märkische Kunst in ihrer spröde verhaltenen Innigkeit.

Landschaft und Kunst sind, auch in der Mark Brandenburg, nicht voneinander zu trennen!

Die „Entreprise“ Rohnwiese

Was man unter einer „Entreprise“ im Bruch verstand

Um die Jahreswende 1773 zu 1774 hatte der bekannte Kolonisations- und Warthe- und Neuhagen- und Domänenrat Franz Balthasar Schönborg v. Brenkenhoff, Landbesitz im Warthebruch erworben, und zwar in Kernein. Von hier aus erwarb er Rohnwiese, dem er die Rechte und Freiheiten eines Ritterguts zusprechen ließ. Der Magistrat von Landsberg, zu dessen Kammerbesitz der Grund und Boden gehörte, überließ ihm „aus besonderer Gefälligkeit für seine Person“ die Rechtsprechung und das Patronat daselbst mit allen übrigen „Regalien“ (rechtlichen Zuständigkeiten), indem er sich selbst nur die Zinshebung, den Mühlenzwang und die Kruggerechtigkeit vorbehielt. Im Jahre 1779 wurde die Neugründung Rohnwiese, da der neue Besitzer Kapital auf dem Grundstücken aufnehmen wollte, in dem Hypothekenbuche der Stadt getrichen und in das der neu-märkischen Landschaft zu Küstrin eingetragen. In den damaligen Akten wird Rohnwiese bald als Rittergut, bald als Erbsitzgut aufgeführt.

Woher stammte die Verpflichtung des Besitzers von Rohnwiese, an die Stadt Landsberg einen bestimmten Zins zu zahlen? Rohnwiese war eine sogenannte „Entreprise“. Ueber eine solche lesen wir in dem Werk von Neuhaus: „Die friebizianische Kolonisation im Warthe- und Neuhagen- u. a. Folgendes: Das „Entreprise“-System war eine „Ausartung“ der von König Friedrich d. Gr. bei der Kolonisation der beiden Brüder geplanten Kolonisten-Ansiedlung. In einer solchen „Ausartung“ aber kam es, und mußte es kommen, da sich nicht eine genügende Anzahl von selbständigen, d. h. mit dem notwendigen Kapital versehenen Ansiedlern für die vielen Tausende von Hektaren fand, die zur Kultivierung und Ansiedlung bestimmt waren. Da hat man sich dann dazu verstehen müssen, Renten „von Kopf, Geld und Unternehmungsgeist“ ein mehr oder minder großes Areal gegen einen verhältnismäßig geringen Grundzins zu überlassen, unter der Verpflichtung, nun ihrerseits für die Ansiedlung einer vorher bestimmten Zahl von Kolonisten zu sorgen, also gewissermaßen „Asterzinsleute“ auf der „Entreprise“ anzusetzen, denen gegenüber die Grundherrschaft weder Rechte noch Pflichten übernahm. Letztere hatte es nur mit den Inhabern der „Entreprise“ zu tun. Dieses Verhältnis hat sich mit der Zeit auch in Bezug auf die „Entreprise“-Herrn gelockert. Schließlich ist das einzige Band zwischen jenen und der Ersteren nur noch die ursprüngliche Abmachung zwischen beiden, der sogenannte „Kanon“ gewesen. In etwa, aber selten, hat der Staat ein Aufsichtsrecht über die „Entreprises“ ausgeübt. „Entreprises“ gab es sowohl auf dem staatlichen, wie auf dem städtischen Bruchbesitz und dem des Johanniter-Ordens, der bekanntlich in Sonnenburg seinen Sitz hatte. Besonders zahlreich waren die „Entreprises“ der Stadt Landsberg. Der Besitz der Stadt im Warthebruch umfaßte ca. 22 000 Morgen. Der Magistrat mußte aber zu dem Mittel der „Entreprise“ greifen, um die Zinsen für das vom König für die Meliorationen vorge-

schossene Kapital aufzubringen. Zu einer solchen „Entreprise“ gehört eben auch Rohnwiese.

Ueber die Schöpfung Brenkenhoffs: Rohnwiese, lesen wir in einem Verzeichnis des Landbesitzes der Stadt Landsberg („Novum corpus bonorum“), daß ein Amtsverwalter aus dem Anhaltinischen namens Meyer — Brenkenhoff selber stammte aus dem Dessauschen — im Jahre 1774 1067 nuchbare Morgen, teils Bruch, teils Wiese, unweit der Stadt als „Entreprise“ mit der Bedingung, auf ihnen 22 Kolonisten anzufiedeln, übernommen habe. Der gesamte Grund und Boden umfaßte

1. Die sogenannte „Rohnwiese“, welche bis dahin vom Vorwerk Altensorge genutzt worden war = 110 Morgen 50 Quadratruten,
2. alte von Culam abgetretene Wiesen = 490 Morgen 122 Quadratruten,
3. wüstes Bruch = 527 Morgen 69 Quadratruten, insgesamt 1067 Morgen 67 Quadratruten.

Da der Wirtschaftshof auf der alten Rohnwiese errichtet wurde, so erhielt die Kolonie deren Namen. Diese Besingung ist dann von dem genannten Meyer an den Geh. Rat von Brenkenhoff und dessen Erben abgetreten worden.

Rohnwiese ward von Brenkenhoff völlig ausgebaut. Es wurde ein Wohnhaus mit zwei Stockwerken errichtet, ein Garten an der Straße angelegt, Ställe und Scheunen erbaut und das ganze Grundstück ummauert. Ueber die Verhältnisse zwischen Rohnwiese und Landsberg, sowie über die verschiedenartigen Lebensbedingungen der Kolonisten, deren Abgabe, Freijahre und andere sie betreffende Bestimmungen gehen wir hinweg, da sie schon wegen ihres vielfach sich überschneidenden und darum nicht recht klaren Inhalts sich in diese kurz gefasste Darlegung nicht gut einfügen. Jedenfalls war es ein recht gutes Geschäft, welches Brenkenhoff mit Rohnwiese gemacht hatte. Außerdem war er der Mann dazu, aus dem Boden herauszuholen, was herauszuholen war, ohne dabei seine „Asterzinsleute“ arg zu drücken. Es wurde seiner Zeit rühmend hervorgehoben, daß in Rohnwiese die „Entreprise“-Kolonisten günstiger gestellt waren, als irgendwo sonst im Warthebruch. Zu mächtigen Handdiensten, allerdings wie z. B. zur Unterhaltung des Walls, waren sie verpflichtet.

Sechs Jahre hat Brenkenhoff auf Rohnwiese gewirtschaftet. Als mit seinem Tode der Zusammenbruch seines Vermögens eintrat, teilte Rohnwiese samt dem „Rechnungsbuch“ in Kernein das Schicksal seiner anderen Güter. Es wurde sekuestriert, schließlich verpachtet. Nachdem dieser unerfreuliche Zustand mehrere Jahre gedauert hatte, kaufte König Friedrich Wilhelm II. zugleich mit den anderen Brenkenhoff'schen Gütern in der Neumark: Lichtenow, Breitenwerder und Hohen-Karzig auch Rohnwiese am 14. Juli 1784. Der König hat diese Güter dann später der Frau seines Kammerers Rib, seiner Geliebten, der Gräfin Lichtenau geb. Enke, geschenkt, der es zu verdanken gewesen ist, daß die Erben des berühmten Kolonisators aus ihrem Elend herauskamen.

Die Totenschänke

Was sich im Dreißigjährigen Kriege in der Waldeinsamkeit an der Landsberg-Soldiner Kreisgrenze ereignete

Die Geschichte, die nachstehend erzählt wird, hat sich während des Dreißigjährigen Krieges unweit des Marnitzer Mühlenfließes dort, wo heute die Kunststraße von Behersdorf nach Schöneberg die Landsberg-Soldiner Kreisgrenze schneidet, zugegetragen. Dasselbst lag früher mitten im wilden Forst ein einsamer „Krug“, den man später die „Totenschänke“ hieß. Heute findet man von ihr nichts mehr, es sei denn, daß hin und wieder im Gedenken der umwohnenden Bevölkerung alte Mären auf-tauchen von graufigen Ereignissen, die sich in und um ihr zugegetragen haben sollen.

Es war besagter „Krug“ während des Dreißigjährigen Krieges entstanden und zur Tränkestelle für durchziehende Heeresteile, sei es der Schweden, sei es der Kaiserlichen, geworden, deren Anwesenheit in der Neu-markt, wie in der ganzen übrigen Mark Brandenburg soviel entsetzliches Elend über diese gebracht hat. Erst war an der Stelle, wo dieser „Krug“ stand, keine Gaststätte gewesen, als aber die Kriegsfurie damals auch unsere engere Heimat heimsuchte, kam ein landfremder wüster Geselle auf den Gedanken, dort eine „Tränkestelle“ zu errich-ten, denn er kultivierte ganz richtig, daß die Soldateska in ihr nicht nur den Durst ihrer Gänge, sondern auch ihren eigenen Löschten würden, was ihm guten Verdienst brachte. Also, wie gesagt, jener Mensch, dessen Name nicht überliefert ist, baute sich daselbst ein Blockhaus, stattete es wohnlich aus und versah es mit Getränken und son-stigen lebenswichtigen Dingen, die er in Landsberg erstanden hatte. Auch baute er einen Brunnen mit einem geräumigen Trog davor und harpte nun der Kundschaft, die dann auch nicht lange auf sich warten ließ. Solche Schänken hat es derzeit in der Mark Brandenburg mehrere gegeben. Th. Fontane, der gründliche Kenner unserer heimat-lichen Provinz, weiß in seinen „Wanderun-gen durch die Mark Brandenburg“ von meh-deren solcher Soldaten-Gaststätten zu be-richten.

Wie es in wilden Kriegzeiten früher zu geschehen pflegte, fand sich auch in ge-nanntem „Krug“ allerhand fahrendes loses Weibervolk ein, denn auch dieses Gefindel erhoffte von den dort durchziehenden Kriegs-leuten guten Gewinn, zumal der „Krieger“ des öfteren umherziehende Musikanten, nicht minder durchgedrehte Gesellen wie ihre weib-lichen Kumpare, annahm, die zu lustigem Tanze aufspielen mußten. Da geschah es, daß, als einmal schwedische Reiter vom Heere des Feldmarschalls Banér von Bor-ommern her durch die Neumarkt nach Böb-men ziehen wollten, um sich dort mit den Truppen des schwedischen Generals Graf v. Königsmarck zu vereinigen. Unter den in der Schänke anwesenden Weibern fiel eine noch jugendliche, rank und schlank gewachsene Dirne auf, von deren ebenmäßigem Antlitz trotz der Spuren der Verwüstung doch noch ein Schimmer einstiger Schönheit herstrahlte. Was Wunder, daß ein sich gerade in der Gaststube aufhaltendes Rikert Banérscher Dragoner vom blauen Regiment von Leger-manland ein Auge auf das Mädchen warf, und da war es ein junger schneidiger Wacht-meister, der nicht von ihrer Seite wich und keinen Tanz mit ihr ausließ. Auch die Dirne hatte offenbar Gefallen an dem schmun-delnden Reitermann gefunden, denn ihre Augen folgten ihm unerbittlich.

Plötzlich tauchte in der Gesellschaft, die sich in der Schänke befand, ein kleines Männchen auf, das gar sonderbar anzu-schauen war. Zu seinem kleinen Körper ge-hörte ein unverhältnismäßig großer Kopf mit einer Halennase und einem spitz und schroff hervortretenden Kinn. An seiner

Stirn zeigten sich zwei kleine beulenartige Erhöhungen. Die Augen des seltsamen Un-bekannten, von dem niemand wußte, wie und von wo er gekommen war, glühten in einem phosphoreszierenden Licht, und es schien so, als ob der unheimliche Mensch, dessen Füße in langen Schnabelschuhen steckten, etwas lahmte. Kurz und gut, das Männchen for-derte das schöne Mädchen zum Tanze auf, aber es lehnte die Einladung mit einem ver-ächtlichen Blick ab und hing alsbald wieder in den Armen ihres Dragoners, der es wild an sich presste, wobei die Dirne ihm ver-langend in die Augen blickte. Als der Tanz beendet war, wandte sich der Fremde an ihren Tänzer mit der Bitte, doch auf seine Tänzerin einzuwirken, daß sie wenigstens einmal mit ihm tanzen möge — einen an-deren Wunsch habe er nicht. Der Schwede jedoch lehnte schroff ab. Darauf sagte der Kleine mit einer unheimlichen Stimme: „Noch ist sie dein, bald ist sie mein!“ Und wie der Dragoner zupackte und ihm für die freche Antwort einen gehörigen Denzettel geben wollte, war er verschwunden.

Da geschah etwas Unerwartetes. Drau-ßen erhob sich ein wildes Getöse, das

Schreie und Waffentirren mit sich nach Pferdegetrappel und Schüsse fielen. Die Dir-ne zur Schänke wurde aufgerissen, kaiserliche Truppen drangen ein, und es erhob sich drinnen wie draußen ein Schlachtgetöse. Da die Schweden, unbesorgt um einen Ueberfall, ihre Waffen abgelegt hatten, war jeder Widerstand nutzlos, und sie wurden sämtlich niedergemacht. Das Haus wurde angestecht und brannte vollkommen nieder. Von allen denen aber, die sich sonst noch in ihm vergnügt hatten, war niemand mehr vorhanden, auch die schöne Dirne, das Dra-gonerliebchen, nicht. Sie war wohl mit den anderen Weibern während des Getümmels unbemerkt entkommen. Die Leiche des Krug-wirts ist indessen gefunden worden.

Die Schänke wurde nicht mehr aufge-baut. Nach dem Vorgefallenen fand sich be-greiflicherweise kein „Interessent“ mehr. Nur eine schwarze Stelle im Forst, auf der nur dürres und spärliches Gras wächst, zeigt den Platz an, auf dem einst sich das blutige Geschehen abspielte. Es ging aber das Ge-rede, der Leibhaftige wäre das kleine Männ-chen gewesen, der aus Rache für seine Ab-weisung die in der Verfolgung der Schwe-den begriffenen Kaiserlichen in diesen ab-seits der Heerstraße liegenden verhöhligen Winkel geführt habe. Seitdem sprach man in dortiger Gegend und spricht wohl auch zuweilen noch heute von der „Totenschänke“ nördlich des Marnitzer Mühlenfließes.

Des großen Königs letzter Aufenthalt in der östlichen Neumarkt

Im Frühjahr des Jahres 1785 hielt König Friedrich der Große, wie alljährlich, eine Truppenrevue ab; dieses Mal reiste der König am 1. Juni von Potsdam ab und nahm zuerst in Küstrin Quartier. In seiner Beglei-tung befanden sich der General v. Rohditz und der Geh. Rat Schütz. Der Privatsekretär des verstorbenen Kolonisations des Warthe- und Nehebrück Franz Balthasar Schönb erg von Brenkenhoff, der bei Friedrich in tiefste Ungnade gefallen war, dieser Privat-sekretär namens Vinde schreibt in seinem Tagebuch über diese Inspektionsreise: „In Küstrin hielt sich der König nicht lange auf. Am 2. Juni war er schon in Stargard i. P. Dort suchte ich, der ich von Breitenwerder (bei Friedeberg), wo ich mich bei der Witwe Bren-tenhoffs aufhielt, den Geh. Rat Schütz auf, um mit ihm Rücksprache beßs einer Zusam-menkunft der Frau Geheim-Kammerer mit dem Monarchen zu nehmen, damit deren Los etwas erleichtert würde. Schütz antwortete verlegen ausweichend. In Stargard sah ich die Ka-vallerie durchmarschieren und den König in einem schwerfälligen Reisewagen ankommen. Am 3. Juni ritt ich hinaus in die Richtung auf den Madun-See zu, wo die Parade der Kavallerie statifand. Nachdem — weil es stark regnete und der König die Infanterie nicht beßsieren ließ, wahrscheinlich zur Schonung der Montierungen — kehrte ich um 9 Uhr wieder in die Stadt zurück.“ Abends fuhr Friedrich über Arnswalde auf der alten nach Ostpreußen führenden Straße in die neue Pro-vinz Westpreußen. Er hielt sich dort jedoch nicht lange auf, denn schon am 11. Juni be-fand er sich wieder auf der Rückreise. In der Umgebung des Monarchen befand sich jetzt auch der Thronfolger, der Prinz von Preußen und spätere König Friedrich Wilhelm II., den die Witwe Breitenhoffs auf der Reise durch das Nehebrück gerne gesehen und in ihrer Sache gesprochen hätte. Aber der König ließ seinen Reffen scharf überwachen, so daß er es nicht wagen durfte, sich ihr zu nähern. Sie hatte es aber doch unternommen, dem Prinzen beim Weinberg in der Nähe von Alt-Karbe zu be-gegnen, als er die Straße nach Landsberg passierte. Dem Sekretär Vinde glückte es auch,

Friedrich Wilhelm anzusprechen und ihm zu sagen, daß die Frau Geheim-Kammerer gehöft hätte, Se. Maj. Hoheit „ihre Untertänigkeit zu beweisen.“ Der Thronfolger indessen er-widerte nur: „Ich bedaure. Mein Kompliment!“

„Am 12. Juni früh 5 Uhr“, so schreibt Vinde in seinem Tagebuch weiter, „fuhr ich, die Frau Geheim-Kammerer und ich, nach der auf Landsberg zu führenden Straße, um den König, der dort vorbeikommen sollte, zu sehen und vielleicht zu sprechen. Aber wir waren noch nicht am Stallmeister-Damm, als uns der Weinärtner mit der Nachricht begegnete, daß der König, der die Nacht in Driesen zugebracht habe, schon vor einer Stunde vorbeigekommen sei.“ Und in der Tat hatte Friedrich bei Drie-sen in seinem Reisewagen Nachtruhe gehalten. Der Name „Stallmeister-Damm“ rührte von einem Stallmeister v. Bergen her, einem Ver-wandten von Breitenhoffs erster Frau.

In Landsberg nahm König Friedrich nur einen kurzen Aufenthalt, obwohl er auch die in der Stadt und in der Umgegend liegen-den Truppen hatte besichtigen wollen. Sein körperlicher Zustand ließ, wohl infolge der bisherigen anstrengenden Reise, wieder zu wünschen übrig, und so beschloß er, schleunigst nach seinem geliebten Sanssouci zurückzukeh-ren. Erwähnt sei nur noch, daß in Gralio am königlichen Wagen ein Afsenbruch sich ereignete und der Monarch dieserhalb wohl über-übel längere Zeit beim dortigen Geistlichen Aufenthalt nahm, bis daß der Schaden be-hoben war.

Diese Anwesenheit des Großen Friedrich in der östlichen Neumarkt war seine letzte. Im Herbst desselben Jahres ging er noch zu den großen Manövern nach Schlesien, hat dann aber Potsdam noch kaum verlassen. Am 17. August 1786 starb er. Sein Nachfolger wurde Friedrich Wilhelm II., derselbe, dem die Witwe Breitenhoffs am Weinberg bei Alt-Karbe „ihre Untertänigkeit“ hatte beweisen wollen.